

Verlust, Vertrauen, Veränderung

Die Klimakrise hinterlässt überall ihre Spuren, materielle und psychische. Letztere kommen in der internationalen Politik zu kurz, obwohl sie oft am schwersten wiegen. Was die Klimadiplomatie von der Psychologie lernen kann.

Von Janna Hoppmann

Sera Naidrua steht am Strand von Vunidogoloa. Ihre kurzen grauen Haare bewegen sich leicht im Wind, der Blick ist fest auf das Meer gerichtet. Wo heute türkisblaues Wasser glitzert, standen einst die Häuser ihrer Familie. Neben ihr steht Sailosi Ramatu, ihr Bruder, ehemaliger Dorfvorsteher. Er zeigt auf einen halb verrotteten Baumstumpf – das letzte sichtbare Zeichen des verschwundenen Dorfes. Mit den Füßen im Wasser sagt er ruhig: „Hier war mein Badezimmer.“

2014 wurde Vunidogoloa als erstes Dorf in Fid-schi aufgrund der Klimakrise umgesiedelt – vom Meer ins Landesinnere, über matschige Waldpfade, fernab der Küste. Vor der Umsiedlung wurden Häuser weggespült, Schutzmauern brachen, Stürme legten das Dorf lahm. Und doch erinnern sich viele an diese Zeit mit Wehmut. Kinder planschten im Flutwasser, Frauen wuschen Wäsche auf der Treppe, während das Meer bis an die Türen stieg. Heute leben sie sicherer, doch das Meer, sagen die Jugendlichen, sei ihr Zuhause geblieben.

Zur gleichen Zeit in Tuvalu, wo der steigende Meeresspiegel die Inseln bedroht, die an ihrer höchsten Stelle nur drei Meter messen, sagt die junge Klimaaktivistin Lily Taefa: „Wir können nicht ins Landesinnere umsiedeln. Um uns herum ist nur der Ozean.“ Sie berichtet von verschwundenen Heilpflanzen an der Küste, von versalzenen Böden, von Herz-Kreislauf-Erkrankungen, die nun früher auftreten. Gemüse lässt sich kaum noch anbauen, fast alle Lebensmittel müssen importiert werden.

Wenige Wochen später flackert im Konferenzraum „Addis Abeba“ in Bonn das Licht über den Delegierten. Die Klimaanlage rauscht, Mikrofone rasten ein, Namensschilder aus allen Weltregionen werden zurechtgerückt. Der Raum ist hoch, weiß, steril. 30 Laptops leuchten auf Tischen, die im Rechteck angeordnet sind. Dahinter: Stuhlreihen für die NGO-Observier, die langsam Platz nehmen.

Die Stimmung ist angespannt. Es ist ein viel zu heißer Juni-Tag und die erste Verhandlungsrunde zu Loss and Damage (Schäden und Verluste) der Klimakonferenz SB62 in Bonn. Als der Vertreter Fid-schis das Wort ergreift, schaut die EU-Verhandlerin kurz auf, dann zurück auf ihren Bildschirm. Ihr

Blick ist streng. Der Mann spricht ruhig, präzise – über die Notwendigkeit eines jährlichen Berichts, der die Arbeit der Institutionen zu Loss and Damage mit den aktuellen Zahlen unterstützen soll. Neben ihm sitzt der Delegierte aus Vanuatu, das Hemd in kräftigen Pazifikfarben – er nickt, schweigend.

„Das Wasser ist nicht unser Feind“

Wenn Sera Naidrua zum alten Dorf geht, nimmt sie einen Stock zur Hilfe. Eine Stunde durch Matsch, über umgestürzte Bäume, vorbei an den Gräbern ihrer Familie. Fast jeden zweiten Tag geht sie diesen Weg. Zum Fischen. Und um mit denen zu sprechen, die geblieben sind.

Das neue Dorf ist sicher. Die Häuser sind stabil, das Wasser sauber, die Kinder fahren mit dem Bus zur Schule. Jede Kernfamilie hat ihr eigenes Haus, mehr Platz, mehr Ruhe – früher haben sie in der Großfamilie in Gemeinschaft zusammengelebt. Niemand muss mehr mit Angst schlafen, wenn der Wind auffrischt. Aber das Meer ist weit weg. Die

Jugendlichen sagen: „Das Meer ist unser Zuhause.“ Früher gingen sie mehrmals täglich fischen, heute vielleicht einmal die Woche. Das rhythmische Leben mit den Gezeiten ist einem Leben mit Fahrplan gewichen.

Sailosi, der frühere Dorfvorsteher, sagt: „Das Wasser ist nicht unser Feind. Es ist unsere Identität. Es ist nicht der steigende Meeresspiegel, der uns bedroht, sondern die steigenden Emissionen des Westens.“ Und dann, ganz leise: „Wir wären nichts ohne das Wasser.“ Seine Augen glänzen, er steht mitten im Regenwald an seinem Lieblingsort im alten Dorf. Er erzählt davon, dass echte Führungspersönlichkeiten Entscheidungen treffen, die die Lebensqualität für die nächsten sieben Generationen sichern. „Wo sind diese echten Führungspersonen gerade?“, fragt er.

In Vunisavisavi, nur eine halbe Stunde mit dem Jeep entfernt von dem Dorf Vunidogoloa, auf der gleichen Insel Fidschis, weht der warme Wind vom Meer direkt durch die offenen Türen. Der Boden durchzogen von Tausenden Pfützen, das Wasser steigt viermal im Jahr bis in die Häuser. „Man spürt das Salz, wenn man gräbt“, sagt Mariana Sara-waqa, Gesundheitshelferin und Bäuerin. Sie ist seit wenigen Monaten die Dorfvorsteherin, die erste weibliche Vorsteherin dort. Gemüse wächst hier kaum noch. Auch Beerdigungen werden schwieriger – das Meerwasser sickert bis zu den Gräbern. Aber gehen? Das kommt für die Dorfbewohner auf keinen Fall infrage. „Unsere Großväter haben uns hierher geschickt“, sagt Mariana. „Wir haben die Verantwortung, zu bleiben und die Tradition weiterzugeben. Wir hüten die kulturelle Stätte. Unser Dorf hier ist ein heiliger Ort, den wir nicht verlassen dürfen.“

Die Entscheidung zu bleiben fiel nicht im Dorftreffen, sondern deutlich früher beim traditionellen Oberhaupt der Region, dem Tui Cakau, der in der Hauptstadt Suva lebt. Die Lebensgrundlage des Dorfes hängt am seidenen Faden. Einige Familien sind ein paar hundert Meter den Hügel hinaufgezogen, weil es anders nicht ging, finanziell unterstützt von einer ausländischen Institution. Die Gemeinschaft bricht auf: „Früher habe ich sie einfach für



Überschwemmte Dörfer, wie hier im pazifischen Inselstaat Kiribati, zählen zu den sichtbarsten Folgen der Klimakrise. Schwerer zu fassen sind die nicht-ökonomischen Verluste: Heimat, Identität, Kultur.

unsere Dorfbesprechungen gerufen. Jetzt muss ich zu ihnen hochlaufen“, sagt Mariana. Missverständnisse, Isolation – sogar die Türen der neu gebauten Häuser zeigen nicht mehr zum Meer, sondern zum Hügel hinter dem Haus. Die Älteren bleiben zurück im Dorf, mit nassen Füßen und einem Gefühl der Entfremdung. Nur zu Feiertagen kommt die Großfamilie zurück nach Hause. Das sind die seltenen, lebendigen und leichten Stunden im Dorf.

Vor Jahren bauten sie in Eigenregie einen Schutzwall aus Sandsäcken. Ein Jahr später war er fortgespült. Seither reden sie kaum noch über das Klima. Es ist zu schmerzhaft. Mariana findet ihre Kraft auf dem Feld, beim Mattenflechten, im Schulkomitee. Und doch sagt sie: „Wir warten. Viele Besucher aus der ganzen Welt waren hier, haben gefragt, haben über uns geschrieben. Die Texte sind nie bei uns angekommen. Wir suchen Hilfe, aber uns sind die Hände gebunden.“ Die Hoffnung hängt jetzt an einer Idee eines neuen Drainagesystems. Es regnet draußen, die Hoffnung versinkt in den Pflützen, die sich weiter füllen.

Die unsichtbaren Folgen der Klimakrise

Die Klimakrise zieht um den Globus und hinterlässt eine Spur der Zerstörung und des Verlusts. Besonders verletzlich sind die kleinen Inselstaaten im Pazifik und in der Karibik (SIDS). Sie spüren die Auswirkungen bereits heute mit voller Wucht, verfügen jedoch nicht über die ökonomische Stärke, um Schäden abzufedern oder – wie die Niederlande – durch technische Großprojekte mit Anpassung gegenzusteuern. Manche Verluste sind unübersehbar: zerstörte Häuser, unbrauchbare Felder, gekappte Stromleitungen. In Dominica etwa verursachte Hurrikan Maria 2017 Schäden in Höhe von über 230 Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Die internationale Politik spricht hier von ökonomischen Verlusten und Schäden.

Doch das ist nur die sichtbare Spitze des Eisbergs. Weitaus schwerer zu fassen sind die nicht-ökonomischen Verluste: Heimat, Identität, Kultur, Sprache, spirituelle Orte – und die psychische Gesundheit. Sie entstehen nach Extremwetterereignissen wie Hurrikans, wenn ganze Bevölkerungen

traumatisiert zurückbleiben. Oder sie schleichen sich ein, langsam und unaufhaltsam, etwa durch den steigenden Meeresspiegel. Die Regierung in Dominica wirbt seit Hurrikan Maria mit dem Ziel, die „erste klimaresiliente Nation“ zu werden. Doch Resilienz heißt nicht nur, neue und sturmsichere Dächer und Straßen zu bauen, sondern auch mentale Vorbereitung auf Krisen und Strukturen zu treffen, die eine ganze Gesellschaft in ihrer kollektiven Traumatisierung auffangen können.

Auch mitten in Europa zeigen sich diese unsichtbaren Folgen der Klimakrise deutlich. Im Ahrtal in Deutschland etwa kämpfen Menschen nach der Flut 2021 bis heute nicht nur mit zerstörter Infrastruktur, sondern mit Trauer, Traumata und Vertrauensverlust. Politisch wird das Ahrtal jedoch nicht als Loss and Damage bezeichnet – dieser Begriff ist im UN-System auf besonders verletzbare Länder wie die kleinen Inselstaaten im Pazifik und in der Karibik beschränkt. Doch auch wenn die Kategorien unterschiedlich sind, zeigen beide Fälle: Die Klimakrise hinterlässt überall ihre Spuren – materielle und psychische.

In Dörfern wie Vunidogoloa oder Vunisavisavi sind diese Verluste Alltag. Stürme, Meeresspiegelanstieg, Überflutung, Hitzewellen, versalzene Böden oder Wasserknappheit führen nicht nur zu Ernteausfällen, sondern stellen auch das kulturelle Leben, die spirituelle Praxis und die kollektive Zukunftsvorstellung der Menschen infrage. Umsiedlungen innerhalb eines Landes oder Migration in ein anderes Land sind keine technischen Vorgänge. Sie sind biografische Krisen und Brüche. Und oft ein psychologischer Schock, wenn nicht sogar Trauma.

Die bisherigen politischen Antworten sind nicht ausreichend. Der Bereich Loss and Damage ist zwar seit 2022 offiziell die dritte Säule der internationalen Klimapolitik – neben Emissionsminderung und Anpassung. Doch noch fließt kaum Geld. Erst recht nicht an die Indigenen und lokalen Gemeinschaften, die am meisten von der Klimakrise betroffen sind. Besonders nichtökonomische Verluste bleiben in der internationalen Politik unterbelichtet – obwohl sie für betroffene Menschen oft am schwersten wiegen.

Psychologie in der Klimadiplomatie

Auch auf der Ebene der Klimadiplomatie selbst sind zentrale psychologische Dynamiken erkennbar. Die internationalen Verhandlungen sind durchzogen von Selbstwertschutz, Vertrauensbrüchen, geopolitischen Identitätskonflikten und Entkopplung von moralischer Verantwortung und politischer Handlungsmacht. Die Blockadehaltung mancher Länder wird nicht nur aus Interessen, sondern oft aus psychologischen Barrieren gespeist: Niemand will die Täterrolle übernehmen, Reparationen zahlen, koloniale Geschichte aufarbeiten. Reparation, Kompensation – das sind Tabuwörter, um die in den Verhandlungen große Bögen gemacht werden.

UN-Klimakonferenzen sind psychologisch hochkomplexe Räume. Sie beruhen auf Freiwilligkeit, Konsens und multilateraler Abstimmung – zwischen Partnern, die höchst ungleiche Ressourcen und Interessen haben. Genau diese Konstruktion macht sie anfällig für Dynamiken wie Vertrauensverlust, emotionale Überforderung oder das klassische „Commons-Dilemma“: Alle profitieren langfristig von ambitioniertem Klimaschutz, doch viele scheuen die kurzfristigen Kosten. Auch in der Klimapolitik gilt: Hinter allen Entscheidungen stehen Menschen – und diese handeln nicht rein rational, sondern sind geprägt von Motivation, Emotionen und kognitiven Verzerrungen.

Psychologisch fundierte Prozesse können dabei helfen, politische Handlungsfähigkeit zu schaffen. Das beginnt schon bei der Unterstützung betroffener Gemeinschaften. Umsiedlung oder wiederholte Katastrophen sind nicht nur materielle Brüche, sondern biografische Krisen. Psychologische Begleitung – von gemeinschaftlichen Ritualen bis hin zu mentaler Gesundheitsversorgung – entscheidet, ob Menschen in Trauer stecken bleiben oder neue Stärke finden. Auch bei den Verhandlungen selbst spielt Psychologie eine wichtige Rolle. Klimadiplomatie scheidet selten an technischen Details, sondern an Identitätskonflikten, Vertrauensbrüchen und Überforderung. Methoden der Emotionsregulation, Formate für interkulturelles Vertrauen und Narrative, die Verantwortung statt Schuld betonen, können hier Kooperation ermöglichen. Ein drittes

Anwendungsfeld ist die Klimafinanzierung. Milliarden fließen nicht, weil psychologische Barrieren blockieren: Verlustaversion, gefühlte Ungerechtigkeit, Distanz zu den Betroffenen. Wenn Beiträge aber als Investition in globale Stabilität und Würde definiert werden, steigt die Zahlungsbereitschaft.

Der Moment, in dem sich etwas verändert

Bonn, vielleicht 2027. Vor dem Verhandlungssaal „Nairobi“ teilen Lily aus Tuvalu, Sera aus Vunidogo-Loa und Mariana aus Vunisavisavi ihr Mittagessen mit einer EU-Verhandlerin. Für einen Moment wirkt alles leicht – bis Sera leise sagt: „Ich wünschte, unser Dorf wäre noch da.“ Sie erzählt ihre Geschichte im Dialekt, eine Frau übersetzt. Stille. Dann beginnt der nächste Block: Zahlen, ökonomische Schäden, Mandat des Loss and Damage Fund. Gemeinsam betreten sie den Saal. Die EU-Verhandlerin spricht – klar in der Stimme, doch mit einem neuen Blick: Sie denkt an Sera und ihr Dorf, das heute im Wasser liegt. Vielleicht ist dies der Moment, in dem sich etwas verändert.

Echte Lösungen in der internationalen Klimapolitik entstehen nicht durch Worte allein. Sie entstehen, wenn jene, die am meisten verloren haben, mit am Tisch sitzen – und wenn Verhandlungsteams zuhören, übersetzen und gemeinsam gestalten. Durchbrüche gelingen, wenn Vertrauen den Ton angibt und Kooperation den Weg weist.



Janna Hoppmann

bringt psychologische Expertise praktisch in internationale Klimapolitik ein – mit dem Ziel, Kooperation zu stärken und gerechtere Entscheidungen zu ermöglichen.